



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 145.

Freitag, 25. Juni

1926.

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

VIII.

Im hellen Morgenlicht lag hier noch immer der Leichnam des Dittrich, dessen Oberkörper das Jäckel verdeckte, auf dem Tisch.

Im Atelier standen Dr. Losch, neben ihm der Untersuchungsrichter und der Kriminalkommissar. Die Herren bewillkommneten die Eintretenden, der Staatsanwalt sagte zu Thekla:

„Sie glaubten wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie schon wieder ungebetenen Besuch bekommen hätten? Aber nein, diesmal sind wir's! Und zwar auf einem ganz neuen Wege, den mir der Herr Kommissar gezeigt hat!“

Er wies dabei auf die unter dem Fenster stehende, noch aufgeklappte Atelierleiter hin.

Thekla, die ein unüberwindliches Gefühl des Grauens in diesem Raume gefangen hielt, sah ernst und verwirrt von dem Redenden zum offenen Fenster. Der Geheimrat war an die Leiter getreten und sagte leise mit dem trotz seines weißen Haares jung wirkenden Kopf nickend:

„Da ist der Verbrecher eingedrungen? ...“

„Ja“, erklärte Dr. Lindenblatt, „und nebenan in dem leerstehenden Hause hat er ein von ihm selbst, das heißt mit Hilfe seines Freundes möbliertes Zimmer bewohnt!“

„Eine nette Freundschaft!“ meinte Professor Wildner. „Na, jedenfalls meine Herren, werden Sie gut tun, erst einmal mit hinunterzukommen! Unten im Salon warten Herr Amtsvorsteher von Dose und mein Freund Matthias Claudius einen jungen Mann, der ebenfalls der Mörder sein soll!“

Dr. Loschs schmale Lippen wurden noch schmäler, der Mund noch breiter. Er wandte sich an Dr. Splittericht, der eine auf einem alten Wandschrank stehende Briefschatulle herabgenommen hatte und darin herumstüßte: „Wollen Sie den Herrn Amtsvorsteher nicht als Gehilfen engagieren?“

Dr. Splittericht, der eben etwas Interessantes gefunden zu haben schien, blickte auf und schüttelte den Kopf, worauf Dr. Lindenblatt leise lachte. Aber der Staatsanwalt meinte:

„Na, Kollege, ich glaube, Sie glauben ...“

Dr. Lindenblatt winkte ab:

„Ich weiß schon, lieber Losch! ... Ich weiß schon, was Sie sagen wollen ... aber ich bin ja auch nur Untersuchungsrichter.“

Die beiden Juristen, die sich von ihrer Universitätszeit her kannten, verband trotz ihrer so großen Verschiedenheit ein aufrichtiges, kameradschaftliches Gefühl. Sie nahmen sich gegenseitig nichts übel.

„Dann wollen wir nur gehen“, sagte Dr. Lindenblatt zu Thekla gewendet, „und Ihren neuen Verwandten erlösen, mein Fräulein!“

Thekla dankte mit ihrem liebsten Lächeln.

„Denn“, fuhr der Untersuchungsrichter fort, „unser verehrter Doktor-Kommissar hat die Spur des Raubmörders nicht allein ins Nebenhaus, sondern sogar bis auf den Bahnhof verfolgt von dort ist er, das heißt, der

Mörder, daran ist gar nicht zu zweifeln, mit einem Auto heute früh um vier Uhr nach Annenau gefahren und hat da den Personenzug, der nach Breslau fährt, genommen. Also in Breitenberg, respektive hier im Hause, kann er jetzt nicht mehr gut sein!“

„Ach!“ machte der Geheimrat, „schon die ganz ungewöhnliche Ähnlichkeit mit dem Onkel des Fräuleins, also mit seinem Vater, muß ja jeden Verdacht zerstören!“

„Sie meinen jetzt aber den Herrn unten im Salon?“ sagte der Staatsanwalt in seiner Weise.

Und Thekla, ohne die Ironie zu bemerken, fiel rasch ein:

„Ja, wir besitzen zufällig ein Bild meines Onkels Jan Stark aus seiner Jugendzeit ... und ...“ Sie verwirrte sich, wurde rot, sah hilflos den Professor an, der freundlich vollendete:

„Und dieses Porträt ist dem jungen Mann unten zum Verwechseln ähnlich!“

Man war im Fortgehen. Da sagte Dr. Splittericht, der noch immer über die Briefschatulle gebeugt stand, sich aufrichtend:

„Einen Augenblick, meine Herren! ... Ich finde hier einen Brief, der ganz sicher von dem Verbrecher herrührt. Darf ich vorlesen, ja?“

„Lieber Edward! Wir müssen die Sache um acht Tage verschieben! Ich habe seit ein paar Tagen wieder Schmerzen und Husten, wie nicht klug. Das könnte uns hinderlich sein. Aber es ist nur das verdammt kalte Wetter, der Winter will ja dies Jahr nicht alle werden. Du mußt unterdessen die neuen Buchstaben auf jeden Fall rauskriegen! Gib Dir Mühe und sei nicht immer ein so fauler Hund! ... Du weißt, was davon abhängt! Denn Du mußt Dir doch sagen, daß der andere eines Tages wiederkommen kann und ob wir ihn dann rechtzeitig abfassen und ausblauen können. Das ist doch sehr zweifelhaft! Auf jeden Fall ist es besser, sich beizeiten zu drücken — für Dich! Natürlich, nicht ohne ...!! Dann das wäre ja noch dümmel! Sowie Du die Buchstaben hast ...“

„Er meint die Stellziffern des Geldschrankes“, schaltete der Kommissar ein, „und der Brief bestätigt nur, daß der ganze Diebstahls- und Mordplan von langer Hand vorbereitet war!“

„Ja, aber weiter ...!“ drängte Dr. Losch, der näher trat.

„So schreibe mir sofort!“ las der Kommissar. „Ich sitze hier auf meinem Kaff, huste und langweile mich scheußlich. Der Alte sollte mir geben für die Reise, aber er denkt gar nicht dran. Und dabei hat, wie ich das letzte Mal in B. war, der Doktor gesagt, wenn ich nicht bald was unternehme, gehe ich kaput. Eine angenehme Aussicht, was?“

„Es scheint sich da um einen Schwindsüchtigen zu handeln“, meinte der Geheimrat.

Der Kommissar nickte:

„Etwas Ähnliches habe ich mir gedacht, als Schwester Adelheid gestern das Hüfteln erwähnte ... Ein so alter, durchtriebener Verbrecher vermeidet ängst-

lich alles, was ihm zum Verräter werden kann. Und gerade der Husten . . .

„Was schreibt er denn sonst noch?“ wollte Dr. Losch wissen.

Der Kommissar überlas den Schluß des Briefes: „Ja, das bestätigt unsere Vermutung! Er schreibt:

„Ich habe ja vielleicht nur noch ein paar Emmchen“ (das heißt: Jahre) „vor mir, die möchte ich aber in einem besseren Klima verleben, nicht in dem sogenannten Vaterlande, das mich durch seine Niederträchtigkeit ruiniert hat. Na, ich komme vielleicht noch dazu, der Bande zu zeigen, daß man die Menschen nicht umsonst verdirbt! Übrigens, Du mußt mir etwas Geld schicken, vielleicht so zwei- bis dreihundert, das genügt. Ich kann hier doch nichts ausgeben. Und vergiß es gefälligst nicht wieder, ohne Ries kann ich nicht fort. Und die hier geben keinen Pfennig. Ich soll arbeiten! Ja, wenn ich könnte! Und will auch nicht! . . . Was denn? Und wo? Seit zehn Jahren ohne Papiere! Also Schluß! Sonst bin ich eines Tages wieder da und . . . !

Grüß! Harry.“

„Darf ich mal sehen?“ bat der Untersuchungsrichter und streckte die Hand nach dem auf ordinäres Papier geschriebenen Briefe aus.

Der Staatsanwalt grinste.

„Ich verspreche Ihnen den Brief später für Ihre Sammlung, lieber Lindenblatt! . . . Jetzt Studien über den Charakter der Handschrift anzustellen, hat kaum Zweck! Lieber soll uns Dr. Splittericht sagen, was er sonst noch herausliest!“

Dr. Lindenblatt gab achselzuckend das Blatt zurück: „Wer die fundamentalen Wahrheiten der Graphologie nicht in sich erlebt hat, dem ist nicht zu helfen!“

„Zuviel Gründlichkeit schadet!“ replizierte Dr. Losch. „Na, mit Ironie allein kommt man auch nicht weiter!“

Da meinte der Geheimrat:

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herrschaften, aber unten wartet der neue Herr de Ruyter noch immer auf uns!“

„Ja, ja . . .“

„Ganz richtig!“

Die beiden Juristen folgten dem alten Herrn, der ihnen mit Thekla voranschritt. Den Schluß machte Dr. Splittericht, der, wiewohl in Gesellschaft, mit seinen Gedanken allein war. Als er heute früh den Schlupfwinkel des Verbrechers, das Zimmer drüben im unbehohnten Hause, das auf seine Weisung gesäubert worden war, noch einmal durchsuchte, da hatte er ein in blaue Seide gebundenes, dünnes Notizbuch gefunden. Die ersten Blätter waren herausgerissen, sonst alles unbeschrieben. Das fiel ihm jetzt ein. Er ging rasch an Dr. Losch und Dr. Lindenblatt vorbei an Theklas Seite und zeigte ihr das Heftchen.

„Können Sie sich erinnern, gnädiges Fräulein, etwas Derartiges bei dem Menschen gesehen zu haben, der sich für Ihren Vetter ausgab?“

Thekla war voller Ungeduld. Ihr Herz schwoll von Mitgefühl für den Blonden, der im Salon wie ein Gefangener zwischen dem Amtsvorsteher und dem Hotel-direktor stand. So hatte sie nur mit geringem Interesse dem Verlesen dieses Briefes zugehört, denn immer bewegte sie der eine Gedanke: wie kann man hier stehen und warten, wo da unten ein Mensch in so entwürdigender Lage festgehalten wird! . . . Und nun kam der Kommissar wieder mit einer Frage und hielt sie von neuem zurück! Sie mochte kaum hinsehen . . . ! Was hatte er denn bloß?

Aber als ihr Blick das blaueidene Büchlein streifte, verhielt sie selber den Schritt und sagte:

„Ja, das gehörte meinem . . . dem Menschen, der erschossen worden ist . . .“

Sie sah von neuem den Leichnam auf dem Alteltisch, von dem sie sich, so lange sie im Atelier bleiben mußte, geflüstert abgewandt hatte. Und ein Entsetzen überkam sie vor all dem Furchtbaren! Dachten die Herren in ihrem Eifer, dieses blutige Rätsel zu ergründen, nicht daran, daß sie doch nur ein Weib war, ein junges Mädchen? Ihre starken, schwarzen Brauen wurden ganz eng.

„Ach, das alles ist schrecklich, Herr Kommissar!“

Der begriff sofort:

„Ja, in der Tat, wir sollten Sie nicht damit be-
helligen. Es ist wirklich nichts für Frauennerven!“

Der Geheimrat griff nach Theklas Hand:

„Da habe ich um Verzeihung zu bitten! Mein dummes Interesse für solche Kriminalasachen . . . ! Aber nun hörten wir im Atelier sprechen, hatten keine Ahnung, wer das sein könnte — ich dachte ja gar nicht mehr an den Toten. Nein, wahrhaftig, ich hätte Sie da nicht mithineinnehmen sollen, liebes Fräulein!“

Thekla lächelte wieder. Sie stand an der Treppe.

„Das wollten Sie ja auch nicht, Herr Geheimrat. Ich bin eigentlich gegen Ihren Willen mitgekommen, es ist also meine Schuld! . . . Und das Buch da, Herr Kommissar. Davon ließ sich der Tote immer gleich ein Duzend anfertigen. Es müssen sich gewiß in seinem Zimmer noch welche finden. Er trug sie gewöhnlich in der Brieftasche.“

„Ich danke“, sagte Dr. Splittericht. Und da für ihn jetzt nur „der Fall“ existierte und er keine Ahnung hatte, wie es die schöne Schwarzhäarige drängte, hinunter in den Salon zu kommen, hielt er den Staatsanwalt an der Treppe ebenfalls fest: „Das ist das Notizbuch, Herr Staatsanwalt, nach dem ich gestern abend suchte, als wir den goldenen Bleistift bei dem Toten fanden. Ich bin überzeugt, er hat im Sterben den Namen seines Mörders hineingeschrieben.“

„Und der hat dann das Blatt herausgerissen, ehe er das Notizbuch fortwarf“ stimmte Dr. Losch zu. „Wenn wir ihn erst hätten, den Kerl! Aber ich fürchte, ich fürchte . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Abschied.

Noch einmal darf ich in dein Antlitz sehen, —
Doch deine Augen sind wie abgewandt,
Und leise zitternd gibst du mir die Hand, —
Wir müssen wortlos auseinander gehen.

Doch keine Ferne kann mich von dir trennen. —
Ich werde manchmal voller Schmerzen sein,
Und meine Seele muß in tieferster Pein
Mit Sehnsucht deinen lieben Namen nennen.

Franz Dingia.

Als der Sommer nicht kommen konnte.

(Nach Überlieferungen der Ojibwa-Indianer, Kanada.)

Erzählt von Hans Rudolf Nieder.

Einmal wurde es gar nicht Sommer. Mai, der Frostdenat, war längst vorbei. Und immer noch lag fester Schnee, als wäre es Dezember, Bleib-im-Haus-Monat. Das war, weil ein böser Mann unten im Sommerland, die Sommervögel alle eingefangen hatte und in seinem Tivi festgebunden hielt. Darum wurde es nicht warm.

Die Leute sahen in den Hütten und sprachen von ihrem Unglück; aber niemand konnte einen Rettungsweg ausdenken; und der Nordwind rüttelte an der Türklappe und schrie ihnen um die Ohren.

Da beschloß der Fischervogel, die gefangenen Sommervögel zu befreien. Neun Schlafzeiten blieb er in seiner Hütte; dann fing er die Reise an. Es dauerte lang, bis er den rechten Weg fand, und als er ihn gefunden hatte, war er schwierig und sehr gefährlich. An der Grenze von Sommer- und Winterland stehen zwei mächtig große Berge, getrennt durch eine tiefe Klamme. Diese Klamme bildet das einzige Tor zwischen Norden und Süden. Sie ist aber so, daß sie fortwährend auf und zu geht, nur der allerschleunigste Läufer kommt hindurch.

Endlich erreichte der Fischervogel die Gegend, wo der schlimme Mann wohnte. Er fing zuerst einen Raben und zog dessen Körper über sich, dann fing er auch einen Geier und zog den noch über den Körper des Raben. So geschützt versteckte er sich in der Nähe der Hütte. Er wartete, bis der Mann fortging, und schlüpfte dann rasch durch das Rauchloch hinein. Drinnen war auch der Süßwasserbering. Wie der den Fischervogel sah, wollte er vor Angst laut schreien. Aber gerade noch zur Zeit wurde ihm ein tüchtiges Stück Pech ins Maul gestopft, da blieb er still. Jetzt machte

sich der Fischervogel ans Werk, die Fesseln der Sommer-
vögel zu zerbeißen. Er befreite die Wildgänse, viele Arten
von Wildenten und auch manchen kleinen Landvogel; und
jeder, der lostam, flog sogleich davon.

Auf einmal hatte der Süßwasserbering das Stüd Bach
herausgewürat und fing mit seiner widerlichen Stimme an
zu schreien. „Der Fischervogel! Fischervogel!“ Da mußte
das Losbeissen der Sommervögel aufhören, denn der Fischer-
vogel wußte, daß sehr bald der schlimme Mann mit seinen
langen Pfeilen kommen würde. Er kriegte nur noch rasch
den Süßwasserbering zu packen und flog davon.

Nicht lange, so hörte er weit hinten den Mann; schon
traf ihn auch ein Pfeil. Der Pfeil durchbohrte den Geier
und tötete diesen Vogel. Im Weiterfliegen ließ der Fischer-
vogel den toten Geierkörper fallen. Ein zweiter Pfeil tötete
den Raben, und er ließ auch den toten Rabenkörper fallen.

Gerade als er in die Klamm an der Grenze zwischen
Norden und Süden einflog, kam ein dritter Pfeil. Doch der
traf ihn nur an den Schwanz; der Flug durch das Klamm-
tor gelang. Von dem letzten Schuß sind die Schwansfedern
des Fischervogels rot geworden.

Nicht alle Sommervögel wurden damals frei; viele
hält der böse Mann im Sommerland noch immer gefangen.
Dahin sind jetzt die Sommer im Norden immer so kurz.

Sommerwanderung

in den böhmischen Urwald am Kubany.

Von Siegfried von Begeßad.

Man braucht noch lange nicht nach Brasilien, Indien
oder Afrika zu reisen, um einen richtigen Urwald kennen
zu lernen. Es genügt nach Spiegelau zu fahren, im
Bayerischen Walde, sich den Ruckad umzuschaffen, und die
Wanderung zum Lusen anzutreten. Anfangs sieht alles noch
recht harmlos aus: feuchter, junger Tannenwald, eine be-
queme Straße, Himbeeren und Erdbeeren wie Blutstropfen
am Grabenrande. Ein Wiesenhang, ein paar verstreute
Holzhäuser, so groß wie Bienenstöcke: das ist das Dorf mit
dem unvergeßlichen Namen „Guglöd“ — und ganz so sieht
es aus. Wer das Wort „Guglöd“ erfunden hat, der war
ein Dichter. Vielleicht kammt von ihm das rührende
Holztäfelchen, das am Wege angebracht ist: Christus, im
Grabe liegend, zwei weiße Engel rechts und links, und dar-
unter der Spruch:

„Christus in Seinem Grabe
hilft mir mit Seiner Gnade.“

Durch hohen Buchenwald ansteigend komme ich nach
Waldbäuser, einem Dorf, das von sieben Dieben gegründet
wurde, die man hier an der böhmischen Grenze ansiedelte,
damit sie den Wald rodeten. Ihre Nachkommen stehlen
nicht mehr. Dafür leben sie vom soliden Wilddiebberufe
und vom ehrlichen Schnuggelgewerbe. Und die alte ver-
graste Handelsstraße, die nach Böhmen hinüberführt, heißt
noch heute der „Goldene Steig“.

Nach kurzer Rast im gastlichen Hause des Waldmalers
Koeppel, der hier bald zwanzig Jahre in der Wildnis haust
und seine Holzfäller und Baumriesen mit kräftigen, an
Gödler erinnernden Strichen auf die Leinwand pinselt, be-
ginnt der eigentliche Aufstieg auf den Lusen. Von allen
Bergen des Bayerisch-böhmischen Waldes ist dieser, den der
Teufel mit Felsen überschüttet haben soll, der merkwürdigste.
Auf einer ungeheuren, aus Felsblöcken errichteten Treppe
von fünfhundert Stufen gelangt man zum kahlen Gipfel,
der sich in runder Wölbung, wie eine Kuppel, gegen den
Himmel abhebt. Dieser nackte Gipfel ist von Felskrümmern
bedeckt, die von dünnem grünem Steinmoos überzogen sind.
Man hat das Gefühl, irgendwo auf dem Mond gelandet zu
sein: alles ist tot und starr, nur ein armseliger Vogelbeer-
strauch, ein paar kriechende Kiefernlatzchen erinnern an
Leben und Vegetation. Und darunter, im weiten Umkreis,
das im Dunst des Nachmittags endlos blauende Wälder-
meer, nur hier und da von grünen Wiesenflecken, auf-
steigenden Rauchsäulen unterbrochen.

Aber die Sonne neigt sich schon. Ein kühler Windhauch
streicht von Böhmen herüber. Ich habe noch vier Stunden
bis Buchwald, dem ersten Dorf hinter der böhmischen Grenze.
Auf schmalem Fußweg, über verkaufte Boblenstege, zwischen
Moorlachen und grundlosen Sümpfen geht es immer tiefer
in die verwunschene Ödung hinein, in das Schweigen der
grünen Wildnis.

Zweimal verirre ich mich, aber immer wieder führt mich
der im Südosten aufsteigende Abendstern auf den rechten
Pfad. Endlich Hundegeschell, ein schwacher Lichtschein: Buch-
wald — ich bin geborgen! In der Wirtschaft „Zum Tiroler“
sitzt noch eine lustige Gesellschaft beisammen: ein älteres
angeheirathetes Ehepaar aus Linz, ein Jäger und der Dorf-
schullehrer. Der Böhmerwein ist sauer, aber gut. Man gibt

mir ein Bett, dessen Wäsche verdächtig aussieht. Auf meine
Frage antwortet das Mädchen entrüstet: die Laten seien
erst vorige Woche gewechselt. Wenn man sich in den Urwald
begibt, darf man nicht penibel sein.

Am anderen Tage wandere ich über Fürstenbut durch
endlose Tannenwälder nach Kuschwarda. Die Geschichte
dieses merkwürdigen Namens ist lehrreich. Ursprünglich hieß
die Ortschaft „Kunz' Warte“, daraus wurde „Kuschwarda“.
Heute nennen ihn die Deutschböhmen, allen Tschechischen-
bestrebungen zum Trotz, Kuschwarda — und die Tschechen
ihrerseits haben ihn, nur um die Deutschen zu ärgern, in
„Kunzwart“ umgetauft! In Kuschwarda gab es ein Feuer-
wehrfest, Musik, Fahnen und gute Leberwürste.

Über Eleonorenbain und Schattowa dringe ich nach-
mittags in den richtigen Urwald am Kubany vor, der seit
Jahrhunderten völlig unberührt ist und von allen ähnlichen
Naturschutzgebieten wohl den stärksten Eindruck von den
Urwäldern gibt, die einst Europa bedeckten.

In wunderlicher Wildnis liegen faulende und verkaufte
Baumriesen wirt durcheinander, zerplitterte Stammstümpfe
und umgerissene Wurzelballen ragen steil mit moos-
bewachsener Erdoberfläche in die Luft, auf der schon neue Bäume
aufspießen. Mächtige Tannen stehen auf hochgeredten
Wurzeln wie auf Stelzen, weil die Bäume, auf deren
Reichen sie ihr Leben begannen, längst unter ihnen verkauft
sind. Zwischen dichtem Nadelholz wuchern Ebereschen,
Ahorne und Buchen. Pestwurz und Hahnenlätzchen bedecken
mit ihren breiten, rauhen und spitzen, blauen Blättern den
sumpfigen Waldboden, der in wilder tropischer Fruchtbar-
keit den ewigen Akt der Schöpfung und Zeugung vollzieht.

Plötzlich höre ich im Dickicht ein Brechen und Schnaufen.
Ich bücke mich neben einem umgestürzten Baumstamm und
halte den Atem an: welch' ein Ungeheuer der Vorzeit wird
sich jetzt zeigen?

Da tritt, keuchend und prustend, aus dem Tannen-
dunkel — das ältere angeheirathete Ehepaar aus Linz!

Ich lasse es vorüberstampfen und schleiche entsezt davon.

Altweibermühle.

Von Alfred Auerbach.

Eine elektrisch installierte Altweibermühle tat sich jüngst
in Berlin-Babelstadt auf. Sie wurde wegen Aberinanspruch-
nahme polizeilich aufgehoben.

Die heutige materielle Generation benutzte sie in ge-
schäftlicher Weise, ohne jede Romantik.

Junge Leute erließen Annoncen im „Total-Anzeiger“,
daß sie gern alte heiratslustige Damen oder Herrn in ihr
Haus aufnehmen würden, wenn sie noch nachweisbare Besitz-
tümer mitbringen könnten. Ein patentiertes Veräußerungs-
verfahren, ohne Steinacherei, stehe ihnen zur Verfügung.

Alte Damen zumal antworteten mit Telegrammen auf
die Annonce und die Unternehmer konnten die Elektricitäts-
werke rentabel machen. Die Mühle drehte sich Tag und
Nacht. Allerdings war das Schreien, das aus der Knochen-
mühle kam, für die Nachbarschaft peinlich, so daß die Polizei
ein wachsameres Ohr aufstellte.

Junge Herren führten häßliche Weiblein teils per
Tram, teils zu Fuß, ja im Auto zu dem Mühlenring! Beim
ersten Anblick dachten die Opfer zu entfliehen, zumal da
der Mühlenknecht ein härtebeißiges Aussehen hatte.

Aber wenn sie dann an Stelle der vermoderten, pidel-
überfüllen, spitznasigen, flachbusigen alten Dämchen junge,
flotte Mädelschen heranzuziehen sahen, ging den Weibchen
das Herz über. Sie wagen alles für das Schönwerden,
unsere geliebten Erdverkörperinnen, unsere Genossinnen,
unsere Coainnen.

Alles für Hübschheit!

Und so trugen sie die Operationsmarter, unsere mütter-
lichen Freundinnen.

Auch junge Damen, die nicht in glänzenden Verhält-
nissen waren, machten Gebrauch von der Erfindung.

Sie schleppten Sammergreise daher, die Monokel und
Bügelkaltan tadellos trugen, aber sonst völlig ramponiert
waren. Diese Herren, sämtlich aus der Kapitalistenklasse,
sahen die Maschine mit Schaudern, die Manieren des
Müllerknechts mit Grauen, aber ihre hübschen jungen
Damen wußten ihnen die sie erwartende neue Lebens-
freude so leger vorzaubern, daß die Greiselein schließlich
in die Mühle trauten. Ihre Knochen waren bereits so
mürb, daß sie nicht mehr knackten, nur die Monokles
knirschten in der Mühle und die Gläser machten ein wenig
Geräusch.

Also gab es eine Menge neujunger Damen und Herren
und neureicher Herren und Damen.

Nur zeigten sich nach einiger Zeit Schäden. Die um-
gemahlten Damen waren noch blöder und anspruchsvoller,

als sie zuvor gewesen. Die umgemalten Herren noch alberner als zuvor.

Es mußte etwas nicht stimmen.

Beschwerden kamen zu dem Müllerknecht. Dieser Grobian sagte: „Im Jungmahlen liegt eine Gefahr. Die Leute werden ihrem Urzustand angenähert, also daß die Damen und Herren schonungslos ihre Schwächen aufweisen.“

Reklamationen beantwortete der Zyniker damit, daß er nur noch weiter zurückzumahlen imstande sei, aber nicht vorwärts mahlen könne.

Man sieht also, die Technik nähert uns wieder dem Urzustand, sie macht uns vorwärtlich, nicht fortschrittlich. Die ältesten Impulse wachsen wieder auf.

Die Leidtragenden gaben ihre Ware mit dem Bemerten zurück, es sei ihnen einerlei, was mit ihr geschehe, möchte der Knecht sie ummahlen um jeden Preis. Die hübschen Weiblein gingen darauf ein, weil sie noch hübscher zu werden dachten, die hübschen Männlein aus demselben Grund. Man kann in dieser grotesken Welt ja nicht Hübschheit genug auszustellen haben.

Die Auftraggeber drängten, halfen selbst eifrig mit, ihre Kleinode in die Mühle zu expedieren. Sie übernahmen sich dabei aus Übereile trotz der Warnung des Müllerknechts. Und siehe da, die Mahlobiette kamen durch das übermäßige Tempo der Kurbedrehung in den Urnaturzustand zurückgedreht heraus.

Junge Damen erschienen als Watschelgänslein!

Junge Herren als Gesein!

Die Auftraggeber muhten diese Viebchen und Viebsten also blamiert mit nach Hause nehmen.

Die Mühle machte Pleite. Der Müllerknecht epilogierte diesen Zusammenbruch seines Geschäftes also:

„Die Moral von diesem Spiel:

Drehe niemals allzuviel,

Wenn du dich ummahlen läßt,

Geh nie bis zum letzten Rest.

Denn man kann es niemals wissen,

Ob nicht du auch Heu gebissen,

Oder Körner aufgepökt,

Oder was sich sonst nicht schickt.

Drum ist es sehr geschickt,

Wenn ihr bleibet, was ihr seid.

Denn, mahl es niemals prompt —

Was bei — euch zum Vorschein kommt.

Gad, gad! Sab — Sab! Sab!“

Neue Bücher

* „Das schwarze Schiff“. Kriegs- und Kaperfahrten des Hilfskreuzers „Wolf“ von Korvettenkapitän J. Witschek. Mit einem Titelbild, sechs bunten und dreizehn Textabbildungen nach Aquarellen, Zeichnungen und Photographien des Verfassers und einer Routenkarte der Kaperfahrten (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.) Neben den Heldentaten der „Emden“ der „Röwe“, des „Seeadler“ steht auch die kühne Leistung des Hilfskreuzers „Wolf“ im Gedächtnis. In 444tägiger ununterbrochener Fahrt ist dieses Schiff unter vielen Abenteuern von der Nordsee bis zur Südsee und wieder in die Heimat zurückgekehrt. Acht Jahre nach seiner Rückkunft hat nun einer der führenden Kämpfer in dem Buch „Das schwarze Schiff“ von dieser kühnen Fahrt eine wahrheitsgetreue, lebendige Schilderung in Wort und Bild gegeben. Witschek versteht die Seemannskunst „ein Garn zu spinnen“ so prächtig daß man sich schon nach den ersten Seiten seines Buches nicht mehr losreißen kann. Ob er nun erzählt von den Listen und Gefahren des Minenkrieges, von den Ruhetagen in einem abgelegenen Südhafen, von den vielerlei Nöten, die zuweilen das Schiff nahe an den Untergang brachten, oder von den spannenden Erlebnissen im Kaperkrieg oder sonst von den tausend Kleinigkeiten, die zusammen ein getreues Bild des Lebens auf dem Schiff geben, immer ist seine Darstellung lebendig, anschaulich und packend, und seine Gestalten sind dem Leser auf jeder Seite so nahe, als wolle er selbst an Bord des „Wolf“. Dabei ist der Bericht Witscheks frei von Schönfärberei und Selbstverherrlichung.

* „Neue Ufer“. Russische Novellen. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gregor Wienstock. (E. Raubische Ver-

lagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin W. 30.) Autoren wie Babel, Semenov, Izenst, Romanoff u. a. sind mit typischen Erzählungen in diesem Bande vereinigt. Nicht der lediglich ästhetische Reiz ihrer Novellen war maßgebend für die Auswahl, sondern dem Herausgeber kam es darauf an einen instruktiven Querschnitt durch das Denken und Fühlen des neuen Menschen im bolschewistischen Rußland zu geben. Eine ausführliche Einleitung des Herausgebers unterrichtet über Wesen und Werden der neuen russischen Literatur. Kurze biographische Notizen sagen das Notwendige über die Autoren, soweit sie nicht Autobiographien beisteuerten, die wiederum charakteristisch für russische Lebensschicksale seit der Oktoberrevolution sind.

* „Engländer“ von Rudolf Kicher, London. (Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) In einer gewalttätigen, an inneren Konflikten überreichen Geschichte züchtete England den Typus des modernen politischen Menschen. „Politisch“ im Sinn eines demokratischen Gemeinwesens, in dem jede Tätigkeit eine Bedeutung für die Allgemeinheit gewinnt. Von politischen Menschen solchen Schlages, die bei allen Gegensätzen und in verschiedenster Funktion England ausmachen, ist in dem Buche „Engländer“ von Rudolf Kicher die Rede. Als politischer Journalist von hohem Rang hat sich Kicher in täglicher mühevoller und intensiver Beschäftigung mit den Problemen und Aufgaben des Landes ein neues, vom Krieg nicht mehr verfälschtes Bild von England errungen. So ist ein für den politischen Charakter Englands höchst aufschlußreiches Buch entstanden, politisch aufschlußreich auch dort, wo von Erziehung und Sport, von Antike und Gewerkschaften, von Wissenschaft und Judentum, von der Börse und der Presse gehandelt wird. Kicher schreibt mit dem Blick des Politikers, weil seine Fragen die Gegenwart und die Zukunft des Landes angehen, weil er in typischen Menschen die Lösungen der nationalen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme aufsucht, die das Zeitalter dem Empire aufgebürdet hat. Auf dem nüchternen, realen Boden der Politik verschmilzt Überlieferung der Bildung und des Besitzes mit sozialem Radikalismus und puritanischem Erneuerungseifer: Arthur Balfour, Austen Chamberlain, Stanley Baldwin und der Sozialreformer Lloyd George reichen sich um Englands willen die Hand zur Sicherung von Boden, Volk und Staat. Die Genialität der praktischen Lösung, der Vereinfachung im Wollen und Denken zeichnet den britischen Menschen aus. Das Fluidum des Persönlichen, das die „Engländer“ in Kichers Buch umgibt, erwächst aus einer geschmeidigen und modulationsfähigen Sprache, die kein vor schnelles Urteil trübt. Zahlreiche Porträts verstärken und bestätigen den Eindruck des an Charakteren erstaunlich reichen englischen Lebens. Die Lektüre erweckt den Wunsch, auch über sein eigenes Volk ein solches Buch zu besitzen, geschrieben mit der Zuneigung und zugleich mit der Objektivität, die vielleicht nur dem Fremden möglich ist.

* „Kulturfunde“. Herausgegeben von Schulrat A. E. G. H. Mit 103 Abbildungen auf 26 Tafeln. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Die jetzt in zweiter Auflage erschienene und mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Kulturfunde G. H. E. weist Wege, wie man die heranwachsenden Kinder über die wichtigsten Kulturercheinungen und ihren Zusammenhang aufklären kann. Alles was das Kind zum Nachdenken und Beobachten in seiner täglichen Umgebung reizt, im Haus, in der Küche, beim Spaziergehen, beim Spiel im Garten, beim Gang durch die Stadt, beim Studieren des Bilderbuches usw., wird in 12 Abschnitten behandelt. Die Zahl der Aufgaben und Abbildungen wurde vermehrt und der Nachweis des Schrifttums ergänzt. Neu aufgenommen wurden einige Kapitel aus dem Gebiet der künstlerischen Kultur.

* „Der Völkermord im kommenden Giftgas-Kriege“ von Hans Alexander. (Westverlag B. Neisbors u. Co., Wiesbaden.) Der Weltkrieg kostete die beteiligten Völker 8 803 000 Tote bei 25 297 000 Gesamtverlusten. Und trotzdem sind diese Riesenzahlen Kinderpiele gegen das, was im kommenden Kriege kommen muß, denn im kommenden Kriege wird nicht mehr der eigentliche Kämpfer vernichtet, sondern ganze Städte, Provinzen und Länder, und mit ihnen jede Frau, jedes Kind, jeder Säugling, jeder Greis ist dem sicheren Tode durch die tödlichen Wirkungen der Giftgas-Bomben ausgeliefert. Die Ausrottung ganzer Völker würde aber die Vernichtung ungeheurer Kulturwerte, die Zerstörung aller wirtschaftlichen Einrichtungen und damit ganz Europa, ja die ganze Welt dem wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenbruch überliefern. Hans Alexanders Broschüre ist ein Protest gegen den kommenden Völkermord.